

03.12.2023, 1. Advent, WMA Carla Weitensteiner

Predigt zu Röm 13,8-12

Liebe Gemeinde,

Der oder dem Nächsten nichts Böses tun. Wer nach dieser Grundregel leben will, kommt dafür nicht um die Liebe herum. Davon ist zumindest der Apostel Paulus in seinem Brief an die Gemeinde in Rom überzeugt und proklamiert die Liebe in unserem heutigen Predigttext zum 1. Advent als nichts weniger als die Erfüllung des Gesetzes. Mit dem 1. Advent beginnt die Zeit, die auf Weihnachten hinführt, die Zeit, die uns auf die Ankunft Jesu Christi verweist, dessen Geburt wir an Weihnachten feiern werden. Im sogenannten Volksmund wird Weihnachten dabei nicht erst seit Filmklassikern wie „Tatsächlich... Liebe“ gerne als „Fest der Liebe“ bezeichnet. Für viele Menschen, mich eingeschlossen, ist die Adventszeit, die uns zum Weihnachtsfest hinführt, die vielleicht schönste Zeit des Jahres. Süßes Gebäck, der Glühwein auf dem Weihnachtsmarkt, Zeit für Familie und Freunde, überall Lichter, die die Dunkelheit durchbrechen. Und ich meine, diese Lichter brauchen wir in diesen Tagen besonders.

Meinungsumfragen und Statistiken zufolge ist die Vorweihnachtszeit die Zeit, in der wir am empfänglichsten für die Bedürfnisse und Nöte unserer Mitmenschen werden. Zwei Drittel aller Bürgerinnen und Bürger in Deutschland spenden an Weihnachten Geld für wohltätige Zwecke. Weihnachten wird auch deshalb im bereits von mir erwähnten Volksmund nicht nur als „Fest der Liebe“, sondern präziser auch als „Fest der Nächstenliebe“ bezeichnet. Nicht ohne Grund nutzte bereits Charles Dickens ausgerechnet seine Weihnachtsgeschichte, um die sozialen Missstände im England des 19. Jahrhunderts anzuprangern, indem er mithilfe einer handvoll Geistern dem egoistischen und geizigen Geschäftsmann Mr. Scrooge mehr Mitgefühl und Nächstenliebe eintrichterte.

Liebe Gemeinde, es scheint in der Weihnachtszeit besonders deutlich zu werden: Liebe, besonders die Nächstenliebe, kann als eine Art soziales Klebe- und Dichtungsmittel dienen. Paulus scheint sich dieser Funktion von Liebe nun auch bewusst gewesen zu sein, wenn er sie in seinem Brief an die Gemeinde in Rom zur Erfüllung des Gesetzes und somit zum ethischen Maßstab des Umgangs innerhalb der Gemeinde macht. Bei den Geboten, die Paulus zuvor aus der Sammlung der 10 Gebote zitiert und die einst Gott dem Volk der Israeliten offenbart hat, handelt es sich ausschließlich um Gebote, die das Zwischenmenschliche betreffen und das

gemeinsame, gute Leben in der menschlichen Gemeinschaft regeln sollen. Diese Gebote werden durch die Liebe keineswegs unwichtig oder ungültig. Paulus nennt die Gebote nicht, um sie dann durch die Liebe abzulösen. Vielmehr macht Paulus hier geltend, dass, wer in der Liebe lebt, auch alle anderen Gebote erfüllen wird. Wer in der Liebe lebt, wer die Liebe wie eine Haltung trägt, der wird nicht töten, der wird nicht stehlen, der wird der und dem Nächsten nichts Böses tun. Die Liebe als ethischer Imperativ für den Umgang miteinander wird von Paulus in eine uns wahrscheinlich allseits bekannte Formel gefasst, die besagt „Du sollst deinen Nächsten lieben...“. Dieses sog. Nächstenliebegebot ist kein original paulinisches oder neutestamentliches Konstrukt. Wir finden die Aufforderung den Nächsten zu lieben, in einer Vielzahl weiterer neutestamentlicher Schriften. Seinen biblischen Ursprung allerdings hat das Gebot in der hebräischen Bibel, im Alten Testament, im Buch Levitikus, in Kapitel 19, welches das Zusammenleben der Israeliten organisiert.

Liebe Gemeinde, so bekannt Ihnen dieses Gebot ist, werden Sie wahrscheinlich gemerkt haben, dass ich Ihnen den hinteren Teil des Gebotes unterschlagen haben. Den Teil, der je nach Übersetzung das Maß oder die Begründung für die Liebe zum Nächsten darstellt. So werden Sie wissen, oder so wird Ihnen ein Blick in die gängigen Bibelübersetzungen verraten, dass das Gebot vervollständigt lautet: Du sollst deinen Nächsten lieben... wie dich selbst. Halten wir uns an diese allseits bekannte Formel des Nächstenliebegebots wird die Selbstliebe zum Maß der Zuwendung zum Nächsten. Man soll also den Nächsten lieben, genauso und in dem Maße wie man sich selbst liebt. Diese Selbstliebe könnte dann auf zweierlei Weise verstanden werden. Zum einen kann sie davon ausgehen, dass Nächstenliebe Menschen voraussetzt, die mit genug Selbstsicherheit und Selbstvertrauen und im Blick auf die eigenen Unzulänglichkeiten mit ausreichender Geduld und Nachsicht ausgestattet sind. Erst dann ist Nächstenliebe möglich, die nicht mit Selbstverlust oder verzehrender Selbstaufopferung zusammenfällt, die also eine echte und authentische Form der Zuwendung zum Nächsten erlaubt. Wenn Sie nicht glauben, dass das schwierig und keine Selbstverständlichkeit ist, dann gehen Sie mal durch die nächste Buchhandlung und lassen Sie sich mithilfe von pastellfarbenen Planern auf denen mit kunstvoller, goldener Schrift „18 Wege zur Selbstoptimierung“ dargeboten werden, eines Besseren belehren. Zum anderen kann die Selbstliebe als eine Art anthropologische Konstante verstanden werden. Selbstliebe ist dann keine fragile Größe mehr, die nicht selbstverständlich ist und gegebenenfalls erarbeitet werden muss. Sondern der Mensch wird als ein primär selbstbezügliches, gewissermaßen „selbstverliehtes“ Wesen verstanden, das den Übergang vom

Egoismus zum Altruismus zunächst einmal lernen muss und der deshalb nicht nur die Aufforderung, sondern sogar das Gebot benötigt, den Nächsten zu lieben.

Liebe Gemeinde, unsere gängigen Übersetzungen lassen es vielleicht nicht vermuten, aber so eindeutig, wie es scheint, sind weder der griechische noch der hebräische Urtext an dieser Stelle. Und damit ist unsere Textstelle eigentlich ein sehr gutes Beispiel dafür, dass zentrale Textstellen der Bibel oft auch besonders umstritten und philologisch sowie hermeneutisch wenig gesichert und konsensfähig sind. Besonders in der jüdischen Tradition wurde immer wieder um die bestmögliche Übersetzung und Auslegung des Nächstenliebegebots diskutiert. So haben zum Beispiel Martin Buber und Franz Rosenzweig im Rahmen ihrer Übersetzung der Hebräischen Bibel eine etwas andere Übersetzung und Auslegung der uns bekannten Formel vorgeschlagen. Buber und Rosenzweig waren nämlich der Meinung, dass im Levitikusbuch Kapitel 19 Vers 18, sozusagen dem Vorreiter unseres Verses im Predigttext, gar nicht die Selbstliebe als Maß der Zuwendung zum Nächsten gemeint sei. Vielmehr gehe es um die Erkenntnis einer elementaren und tatsächlichen Gleichheit, in der die Liebe zum Nächsten gründet. Buber und Rosenzweig haben zwar noch in einer Weise übersetzt, die mehrere Interpretationen offen lässt, indem sie möglichst nahe am hebräischen Satzbau geblieben sind und geschrieben haben: „Halte lieb deinen Genossen, dir gleich“. Gemeint ist jedoch, wie Martin Buber an einer anderen Stelle deutlich gemacht hat, der Nächste, „der dir gleich ist“, der Nächste „der ist wie du“. Eine ähnliche semantische Offenheit bietet der griechische Text des Römerbriefes.

Liebe Gemeinde, folgen wir hier einmal der Forderung Martin Bubers und Franz Rosenzweigs würde das Nächstenliebegebot nicht mehr lauten: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Sondern vielmehr: „Liebe deinen Nächsten, denn er ist wie du.“ In den Texten wird diese Gleichheit, und ich denke, das ist ganz wichtig zu betonen, nicht an bestimmte Voraussetzungen gebunden. Da steht nicht: „Liebe den anderen Menschen, insofern er dir gleich ist oder du ihn als gleichartig empfinden kannst“. Es geht hier nicht um ein Gefühl der Nähe oder Ferne, das die Wahrnehmung des Nächsten leitet. Der Zusatz „er ist wie du“ beinhaltet vielmehr eine Aussage von nahezu ontologischer Qualität, die keinerlei Einschränkung mit sich bringt: Der andere Mensch ist dir gleich, und diese Gleichheit hängt nicht an einem Gefühl oder an einer Erkenntnis und auch nicht an der persönlichen Meinung eines Einzelnen. Die Gleichheit, die hier für unabdingbar erklärt wird, entsteht keineswegs im Rahmen eines subjektiven, inneren Bewusstseins. Die Gleichheit, die hier für unabdingbar erklärt wird, wird von außen zugesagt.

Sie wird von Gott zugesagt. Das Gebot den Nächsten zu lieben gibt uns also nicht nur Aufschluss darüber, was Gott will, das wir tun, also „den Nächsten lieben“, sondern das Gebot den Nächsten zu lieben gibt uns ebenso Aufschluss darüber, was Gott uns zusagt, das wir sind. Nämlich gleich.

Liebe Gemeinde, in beiden Texten, in Lev 19 und in unserem Predigttext, Röm 13, ist die Aufforderung, den Nächsten zu lieben an eine Gemeinschaft gerichtet. Im ersten Fall an die Gemeinschaft der Israeliten, im zweiten Fall an die Gemeinschaft der Christusgläubigen in Rom. Im gesamten 19. Kapitel des Levitikusbuches wird in vielfältiger Weise die Ungleichheit, der rechtlich und sozial unterschiedliche Status gerade von Israeliten untereinander betont. Man kann sogar so weit gehen zu sagen, dass das ganze Kapitel um die Thematik von Ungleichheit unter vermeintlich Gleichen kreist, und sich mit den teils offensichtlichen, teils subtil verdeckten sozialen Gefällegen und hierarchischen Arrangements beschäftigt. Und auch bei Paulus wird immer wieder deutlich, dass Ungleichheit unter vermeintlich Gleichen herrscht, so gibt es die Starken und die Schwachen in einer Gemeinde und die sog. Juden- und Heidenchristen und manche die besondere Gnadengaben wie die prophetische Rede besitzen. Im Christusglaube sind sogar Herr und Sklave vereint.

Liebe Gemeinde, wir finden in den biblischen Texten meines Erachtens eine sehr realistische Einsicht in die Spannungs- und Gefällegen innerhalb einer sozialen Gemeinschaft. Schon deswegen bleibt ein Verständnis von Liebe, das primär auf Selbstbezüglichkeit und Selbstliebe aufgebaut ist, wohl hinter dem differenzierten Verständnis der biblischen Texte von sozialer Wirklichkeit zurück. Wenn wir den anderen nur nach Maßgabe des eigenen Selbstverständnisses lieben, können wir wahrscheinlich tatsächlich nur in einer leeren Schleife von uns selbst ausgehen und bei uns selbst wieder ankommen. Wir verlieren dabei aber aus den Augen, wofür das Liebesgebot meiner Meinung nach zu sensibilisieren versucht: dass schon unter Gleichen einige gleicher sind als andere. Das Liebesgebot stellt eine Vorstellung von Gleichheit in den Vordergrund, die, und das ist mir ganz wichtig zu betonen, gerade nicht durch nationale, kulturelle oder religiöse Zugehörigkeit abgedeckt wird. Teil einer Gemeinschaft und damit Teil einer gegebenen Tradition und einem bestimmten Selbstverständnis und einem verbindlich geregelten Rechts- und Sozialleben zu sein, erreicht eindeutig nicht die Vorstellung von Gleichheit, auf die das Liebesgebot hinaus will.

Die Bedeutung erschließt sich meines Erachtens vielmehr in umgekehrter Richtung:

Der Nächste, der mir gleich ist, ist ein Mensch, so wie ich.

Der Nächste, der mir gleich ist, ist ein Mensch, der auf den Schutz lebensfreundlicher Rechts- und Sozialformen angewiesen ist, so wie ich.

Der Nächste, der mir gleich ist, ist ein Mensch, der das Wohlwollen, die Nähe und die Wärme anderer Menschen bedarf, so wie ich.

Der Nächste, der mir gleich ist, ist ein Mensch, der ohne das alles nicht leben kann, so wie ich.

Der Nächste, der mir gleich ist, ist ein Mensch, der das alles nicht aus sich selbst erwirken kann, so wie ich.

Mein Nächster ist trotz aller Unterschiede so wie ich.

Liebe Gemeinde, Paulus spricht am Ende unseres heutigen Predigttextes davon, dass die Stunde gekommen ist, aufzustehen vom Schlaf. Auf das Gebot der Liebe folgt demnach eine Art eschatologischer Weckruf, was in unsere Gegenwartssprache übersetzt so etwas wie „Alarmstufe Rot“ bedeutet, jetzt muss ganz dringend etwas passieren. Den Nächsten zu lieben ist dringlich und verträgt keinen Aufschub. Paulus mahnt die Gemeinde in Rom somit, nicht nur passiv Zuschauende zu sein, sondern fordert sie zum konkreten Handeln auf. Er fordert sie auf zu den Waffen des Lichts zu greifen und meint damit nichts anderes, als eine Ausrichtung des eigenen Handelns, das in der Liebe zum Nächsten gründet. Paulus Weckruf erscheint mir heute dringlicher denn je, wenn wir sehen, wie vor unseren Augen und um uns herum Ungleichheit, Spaltungen und Ausgrenzung zunehmen. Es sind Zeiten, in denen wir die Waffen des Lichts brauchen und eine Liebe als grundlegende Form jedweden menschlichen Miteinanders. Einer Liebe, die auf der elementaren Bestimmung von Gleichheit als einer Gleich-Bedürftigkeit beruht. Die Ablehnung dieser gebotenen Liebe erleben wir immer dann und dort, wo diese Gleichheit nicht anerkannt wird und Menschen andere Menschen als Menschen zweiter Klasse ansehen oder ihnen gar die Menschlichkeit absprechen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.